



Illustriertes Sonntags-Blatt

Beilage zur
Schwanheimer Zeitung.

Verlag von Peter Hartmann in Schwanheim a. M.

1917. * Nr. 32

Kleinstadt-Menschen.

Roman von Robert Misch.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Rita wollte sich wahrhaftig an sie hexanmachen, aber ich habe sie vor diesem schlecht erzogenen jungen Mädchen gewarnt, deren Mutter ein italienisches Modell gewesen sein soll. Seitdem hält sich Rita natürlich zurück; und dies Fräulein Ilse Carlotta, die ich beim besten Willen nicht sonderlich hübsch finden kann, haßt mich noch mehr als sonst. Du kannst Dir denken, wie gleichgültig das Deine Tochter läßt. Um Dir aber einen Begriff zu geben, wie böseartig diese italienische Schlange sein kann, will ich Dir folgendes erzählen, das sich gestern abspielte. Wir ruhten uns beim Tennis auf einer Bank aus; und es hatte das Fräulein schon weidlich geärgert, daß Bruno mein Spiel lobte und über ihr eigenes

„Nein, das werde ich nicht tun“, rief die kleine italienische Schlange mit wutverzerrtem Gesicht.
 „O, bitte, lieber Bruno“, sagte ich sanft, „das ist ja wirklich nicht nötig. Das Fräulein ist etwas impulsiver Natur — das liegt in ihrem Blut, ihrer Abstammung.“
 „Was wollen Sie damit sagen?“ schrie sie und wurde ganz bleich vor Zorn.
 „Nun, ich meine, das italienische Blut regt sich zuweilen in Ihnen.“
 „Freilich“, erwiderte mir diese kleine, freche Kröte spitz: „Ich gebe mich, wie ich bin — ich habe kein Fischblut in den Adern und trage keine sanfte Maske vor dem Gesicht — ich kann mich nicht verstellen und schön tun vor den Männern.“
 „Was wollen Sie damit sagen, mein Fräulein?“ fragte ich nun auch etwas erregt.
 „Oh, das wissen Sie ganz gut, mein Fräulein. — Ich wünschte,



Gutach im Schwarzwald. Nach dem Gemälde von A. Kappis. (Mit Text.)

stellte. Sie benimmt sich aber recht ungeschickt, die Kleine, und hat gar keine Übung. Als ich einige ganz harmlose Bemerkungen einfließen ließ, warf sie plötzlich das Radet mit voller Wucht auf die Erde, mir auf den Fuß, so daß ich vor Schmerz aufschrie.
 Bester Bruno ergriff ritterlich für mich Partei: „Du wirst Mia um Verzeihung bitten!“

die Herren hätten Sie gestern beobachten können, als Sie sich mit Ihrer Schwester zankten. Die Herrschaften können übrigens allein weiter spielen — ich bin ja wohl hier weiter nicht nötig.“ Damit ließ sie fort; der Doktor, nachdem er sich stüchtig gegen mich verbeugt und etwas von: „Das aufgeregte, kleine Fräulein beruhigen!“ gemurmelt, ihr natürlich schnell nach.

A. g. XIII.

Wie ich erfahren, soll ihr Vater — übrigens ein sehr mittel-
mächtiger Maler und jetzt sehr krank, sonst ein stiller, Mann —
die Hälfte des Merkschen Vermögens geerbt haben.

Der gute Onkel soll sich sehr großmütig, d. h. nach meiner
Ansicht sehr töricht dabei benommen haben. Natürlich spekuliert
der Doktor auf den italienischen Goldfisch. Der gute Better
Bruno sah den beiden Davoneilenden verdutzt nach und wusste
gar nicht, was er zu allem sagen, wie er sich das erklären solle.

Ich war natürlich nicht so dumm, über sie zu schimpfen — ich
gab nur meinem Bedauern Ausdruck, daß ich dem Fräulein so
furchtbar unsympathisch zu sein scheine; daß ich das lebhaft be-
dauerte und absolut nicht wußte, wodurch ich es verschuldet hätte.

Better Bruno wußte es auch nicht. Entschuldige, lieber Papa
— aber manche Männer sind doch manchmal zu harmlos.

Wenn ich den Frieden des Hauses störte, möchte ich lieber
abreisen, erwiderte ich ihm. Das würde er natürlich keinesfalls
dulden; und ich möchte doch auf keinen Fall der Tante eine Mit-
teilung von der kleinen Szene machen. Ich halte es für besser,
daß sich die Tante nicht weiter einmischet. Der Doktor ist übrigens
ein kluger Mann, und ich glaube, er wird sein Ziel erreichen.

NB. — ohne Einbildung — Dein Mädel braucht die Rivalität
der jungen Damen nicht zu scheuen. Sie ist ja nicht häßlich —
aber ich kann diesen italienischen Typus als gute Deutsche nicht
aussehen. Der Teint elfenbein-, fast broncefarbig! Und meine
blonden Haare sind mir auch lieber als ihre blauschwarzen. Und
dann ist sie doch wirklich ganz unerzogen, weiß sich absolut nicht zu
beherrschen, hat überhaupt keine Manieren, stellt gar nichts vor.
Das mag für eine kleine Landdoktorfrau nicht schaden — der
Doktor scheint mir übrigens ganz der Mann, ihr das später abzu-
gewöhnen — aber für die Gattin ein 3. Diplomaten ist sie so un-
geeignet als möglich. Und die Tante kann sie auch nicht ausstehen.

Deine Frage, Dir einmal zu gestehen, ob ich an des Beters
Seite glücklich werden könnte, will ich Dir ganz ehrlich beant-
worten, Dir, meinem treuesten Freunde. Das groß: Glück, auf
das ich einst gehofft, das ich so inbrünstig ersehnt — das ist ja nun
begraben. Er oder ein anderer. Bruno ist mir jedenfalls ganz
sympathisch; er wird nie zu viel von mir verlangen und sich
willig und friedfertig fügen, wie es sein Vater der Tante gegen-
über tut. Wenn man ihm einiges ab- und manches angewöhnt,
wird er ein ausgezeichnetes Chemiker und guter Kamerad werden.

Und für ihn selbst wird es ein Glück sein, eine Frau an seiner
Seite zu haben, wie es Dein: „kluge Mia“ ist, wie Du, mein
guter Papa, mich in übergroßem Vaterstolz nennst. Eine Frau,
die die Welt kennt und ihn antreibt, wenn er lässig wird. Er
scheint so allerlei gelehrte Schrüllen zu haben, auf die ich natür-
lich eifrig eingehe, interessiert sich für die alten Babylonier und
Ägypter. Für seine Frau ist das natürlich besser, als wenn er sein
Interesse jüngeren, weiblichen Zeitgenossen zuwendet. Kommen
Dein Einfluß und Deine Verbindungen hinzu — so wird es
gehen. — Jedenfalls meine ich es gut mit ihm und mache mir
gar kein Gewissen daraus, ihn jener kleinen, gelben Schlange zu
entziehen, die ihn doch nur unglücklich machen würde. Und wir
wollen einmal sehen, wer in diesem Duell Sieger bleiben wird.

Sobald sich etwas Besonderes ereignet, erhältst Du weitere
Nachricht. Rita legt einige Zeilen bei. Du weißt ja, sie hat nicht
viel zu schreiben, und es macht ihr auch gar keinen Spaß.

Tausend Grüße und Küsse, von Deiner Dich innig liebenden
Tochter Mia.“

Gärten, wo der kleine Bach durch die Wiese strömt, die am
Wald- und Bergestrand ihren parkartigen Charakter verliert, stand
die schlanke, blonde Mia mit hochgeschürzten Röden und fischte.

Bruno stand neben ihr mit ziemlich ernstem Gesicht. Mia
hatte ihn beinahe gewaltfam seinen Büchern entführt. Diese Vor-
mittagsstunden waren jetzt, seitdem ein Strom von Vergnügungen
und jungen Leuten die früher so abgeschlossene Villa durchströmte,
die einzigen, in denen er Ruhe und Ruhe zum Studium fand.

Aber danach fragte Mia nichts — und der Mama, die ihn
sonst so ängstlich behütete, schien es recht zu sein.

„Zeige dich lebenswürdig gegen deine Kusinen!“ sagte sie
immer, wenn er seine Arbeit vorschobte. „Sie sind zu Gast hier —
wir müssen ihnen die paar Wochen möglichst angenehm machen.“

Abgesehen hatte er Mia recht gerne. Sie ging auf alles ein,
interessierte sich sogar für seine assyrischen und ägyptischen Stu-
dien, wußte Klug zu fragen und aufmerksam zuzuhören.

Seitdem sich Ilse so seltsam launenhaft gegen ihn benahm —
es tat ihm wirklich weh, und er hatte ihr doch wahrhaftig nichts
getan — fand er Teilnahme und Entgegenkommen, Trost und
Freundschaft nur bei Mia. Sie war immer gleichmäßig freund-
lich, hatte immer ein liebes Lächeln und ein gutes Wort für ihn.

Ilse schüttelte ihn ab, seitdem ihr der Doktor den Hof machte.
Für den interessierte sie sich natürlich; das sah man deutlich.

Mein Gott, er hinderte sie nicht daran. Der Mann war ihm
zwar unsympathisch; er war zu lebenswürdig gegen jedermann,
zu glatt und weich. Deshalb brauchte sie doch nicht unfreundlich
gegen ihn zu sein, und erst recht nicht gegen Mia, die sich aus
dem Doktor blutwenig machte.

Sonderbare Geschöpfe, diese Weiber — voll Dainen und
Rätseln, ohne Logik! Das heißt, Mia schien ja anders zu sein.
Er stand neben ihr, während er darüber nachdachte.

Sie blidte ihn, während sie nur mit ihrer Angel beschäftigt
schien, scharf von der Seite an. „Haben die alten Ägypter auch
schon mit der Angel gefischt?“ fragte sie plötzlich.

„Gewiß!“ — Bruno wurde ganz lebendig. „Das geht bis auf
die Urvölker der Steinzeit zurück, die zuerst Jäger und Fischer
waren. Und die alten Ägypter hatten den Nil und das Meer.
Man hat ägyptische Wandmalereien gefunden, aus denen man
genau ersieht, wie ihre Angeln und Rege beschaffen waren, wie
sie fischten. Auch haben sich Angelhaken und Überreste von
Nezen in den Gräbern vorgefunden.“

Er vertiefte sich eingehend in das interessante Thema; und
Mia schien auch mit großem Interesse zuzuhören. Aber sie be-
merkte wohl, daß dort am Rande des Waldes Ilse mit dem Dok-
tor promenierte, auch sie beide scheinbar in ihr Gespräch vertieft.

Bruno, der Kurzsichtige, sah freilich nichts. Er pußte gerade
seine Brille und sprach von dem Material, aus dem die Ägypter
ihre Rege flochten — „ganz im Gegensatz zu jenen südlicheren
Völkern, die dazu —“

Plötzlich stochte er. Ein schwerer Fisch schien angebissen zu
haben. Mia trat näher an das seichte Wasser heran, schürzte mit
der freien Hand ihre Röde höher und zeigte dabei einen eleganten
schwarzen Seidenstrumpf und nicht minder elegante Lackschuhe.

Bruno wurde ganz rot und fand den Faden der Erklärung nicht
wieder. Wie gebannt blickte er auf das Schauspiel und setzte sogar
in der Verwirrung die noch nicht ganz gepuhte Brille dazu auf.

Drüben schien man es auch zu bemerken; denn Ilse sprach und
lachte plötzlich sehr aufgeregt und nahm den Arm des Doktors.
Und dann kam etwas Unerwartetes. Es schien ein schwerer
Karpfen zu sein, der an der Angel zog. Aus dem weiter unten
befindlichen Teiche verirrten sie sich zuweilen hierher.

Mia, die schlanke, hochgewachsene, konnte ihn nicht mit einer
Hand emporheben; sie mußte die zweite zu Hilfe nehmen.
Plötzlich wankte sie und wäre ins Wasser gefallen, wenn ihr nicht
Bruno schnell zu Hilfe gekommen wäre.

Beide standen mit den Füßen im Wasser; die Angel schwamm
fort, mit ihr der Fisch. Und Mia lag halb ohnmächtig am Halse
ihres erstaunten „Retters“.

Drüben lachte es grell auf. Mia verharrte jedoch ruhig in
ihrer Stellung, bis sie von Bruno, halb getragen, halb geschoben,
aus Ufer bugsiert wurde. Sie dankte ihm verächtlich, während sie
der junge Gelehrte noch immer verdutzt anschaute.

Am jenseitigen Ufer machte der Doktor kein viel klügeres
Gesicht; denn seine Neme, aufgeregte Begleiterin war plötzlich
von seiner Seite entschlüpft, in den Wald geeilt.

In wilder Hast lief sie vorwärts — nur weiter, weiter — nur
nichts mehr sehen und hören; immer erblickte sie das Bild vor
sich, wie die schlanke, blonde Mädchengestalt mit dem lauernden
Blick in den graublauen Augen und dem süßen Lächeln auf den
Lippen, in Brunos Armen lag. O, wie sie sie haßte! Und auch
ihn! Mögen sie doch glücklich werden, alle beide! Sie wird
ihnen nicht im Wege stehen. Nur nichts merken lassen! Nur ja
nichts merken lassen! Sie lief schnell weiter, denn hinter sich
hörte sie den Doktor rufen. Der hatte ein so spöttisches Lächeln
und einen so scharfen, forschenden Blick. Es war ihr immer, als
ob er bis auf den Grund ihrer Seele schaute mit seinen schwar-
zen, etwas boshaften Augen.

Wahrhaftig — daran hatte sie noch gar nicht gedacht. Die
blonde Schlange und der Doktor hatten dieselben Augen, trotz
der verschiedenen Farbe; scharf, forschend, spöttisch und lauernd.
Und auch die gleichen Figuren und auch sonst etwas Wesensver-
wandtes in ihrer ruhigen, überlegenen, kühlen Art, die sie so
haßte. Abgesehen, was geht sie das alles an! Sie beruhigte sich
gewaltfam. Der Better und die Baronesse und der Doktor —
alle sind sie ihr gleichgültig, alle.

Und plötzlich fiel ihr der alte Vater ein. Den liebte sie, und
der liebte sie wieder. An dessen Brust war sie wohl geborgen.

Abgesehen war sie seit etwa zwei Wochen gar nicht so recht zu-
frieden mit ihm. Er atmete jetzt so schwer. Das Gehen machte
ihm Mühe, und seine weiten Spaziergänge hatte er fast ganz
eingestellt. Eine jähe Angst überkam sie, daß sie ihn eines Tages
ganz plötzlich verlieren und allein dastehen würde — ganz, ganz
allein, ohne Schutz und Liebe.

Und vernachlässigte sie ihn nicht, seit es hier so laut, bunt und
lebhaft zugeht. Wie oft hatte sie nicht in den letzten Wochen den

Ach diese letzte Blüte an ihrem Lebensbaum, über der, wie über Farbe und Duft von Spätherbstrosen, eine sanfte Resignation lag! Diese späte Liebe hatte etwas von der leuchtenden Glut, die die untergehende Sonne über den Abendhimmel hinbreitet.

Wie seltsam unentriubar und rätselhaft war sie in dieses Mannes Sinn geraten, trotzdem beim ersten Sehen etwas Warnendes in ihr aufgestiegen und er ihr fast abstoßend schien!

Dann aber kam Schlag auf Schlag alles in ihr zum Durchbruch. Mit einer ihr eigenen, seltenen Zähigkeit hing sie an dem Mann, den ein schweres Schicksal in schönsten Aufstieg aus der Bahn geschleudert. Fast gänzlich taub, hatte er sich schließlich der Schriftstellerei ergeben. Ohne innere Neigung diente er der Tagespresse um Brot.

Heinz hatte sie eigentlich Momenten fühlte sich seine hingezogen, dann aber fand ihr seines Empfinden hieß kriechen. Was sie ersehnte, wie wirklich geliebt. In erotische Natur zu ihr sie ihn verlegend und sie in sich selbst zurückgab er ihr nie in all den Jahren. Zwischen war er brutal und rücksichtslos. Damit wechselten Tage tiefer Niedergeschlagenheit, in denen er sich an sie anklammerte. An ihrer Reinheit und innerlichen Ungebeugtheit suchte er sich wieder aufzurichten.

Äußere Not und ein hoffnungsloser Vater mit seinem Geschick machten ihn verbissen und überwucherten wild alle guten Instinkte.

Dann kam jene Frau in sein Leben, die ihn vollends hinabzerrte, abwärts ging es dann von Stufe zu Stufe, bis alles in einer widerlichen Farce endigte.

Und wieder kam er zu Maria. Von da ab half sie ihm über manche äußere Not hinweg, aber sie verschloß ihr Herz. Er fühlte wohl den warmen Strom, der innerlich flutete, aber kein Durchbruch führte mehr hinaus, der Strom war verstaubt.

So schied er eines Abends in ungerechtfertigtem Zorn von ihr. Und sie konnte ihn nicht halten, an jenem Abend nicht, es schien ihr nutzlos und entwürdigend. Dinterher schrieb sie ein — zwei Briefe. Sie kamen zurück mit dem Postvermerk: „Adressat abgereist, Aufenthalt unbekannt.“

In die Wellenwand war jähe Bewegung gekommen, ein plötzlich eintretender Sturm trieb sie in tollem Tanz dahin, pfeifend fuhr er über Bäume und Gesträuche und bog sie tief zur Erde.

Maria empfand eine wohlthätige Auslösung. Als schon die ersten Tropfen fielen, schritt sie rasch nach einem kleinen, gedeckten Teil der Terrasse und lehnte wartend hier im Halbdunkel. Blitz und Donnerschlag wechselten jetzt in beängstigend rascher Folge.

Von der Station her tönte das Geräusch eines einsehenden Zuges. Zitternde Erregung kam über Maria, ihre Hände wurden kalt, ihr Herz klopfte hörbar und schwer. — Dieser Zug brachte Heinz, — nach zwei langen, bangen Jahren des Schweigens, — heute sollte er wiederkommen. Er mußte als ein anderer wiederkehren, sie hatte in den zwei Jahren ihren ganzen Willen auf ihn konzentriert, zum Morgen- und Abendgebet war diese Hoffnung geworden, daß seine bessere Natur zum Recht gekommen, daß die andere gebändigt, ihre Kraft der besseren helfend lieh.

Von der Strafe her tönten eilige Schritte, doch hatte deren Rhythmus nichts Frohes.

Dann das Klirren der zufallenden Gartentüre . . . „Heinz?“ „Maria!“ und sie standen einander gegenüber in der unheimlichen Dämmerung des Abendgewitters.

Eine fiebernde Hand lag in der Marias, ihr Blick bohrte sich durch das Halbdunkel in den seinen. Stillschweigend las einer in des anderen Angesicht. Auf Heinzens Antlitz stand tief eingearabtes das letzte Kapitel einer Leidensgeschichte. Ihre Ahnung.

Ach diese Ahnung, die auch in den besten Tagen immer wieder aufgetaucht war! Es war Gewißheit, die unheimliche, von ihr längst gefürchtete Krankheit hatte ihn ergriffen. Und doch

sie sah — und wie ein Jubel ergriff es ihr Herz — „seine Seele war genesen!“ Aber zu sterben war er heimgekehrt zu ihr!

In Maria löste sich alles, breithinlutend ergoß sich ihr Gefühl in mütterlicher Bärtlichkeit und Sorge über den Wiederkommenden.

Mit leisem Aufschluchzen sank sie auf eine Bank, Heinz ließ sich mit einer müden, fast demütigen Bewegung neben ihr nieder.

„Maria, bleibe bei mir!“ und leise wiederholend, „Marie, Dulderin, bleibe mir!“ Mit weicher, an ihm seltsam fremder Bärtlichkeit faßte er nach ihrer Hand. So saßen sie lange in der Dunkelheit. Das Gewitter hatte nachgelassen, der Regen fast aufgehört, ein spärliches, leises Nieseln war noch zu hören. Eine köstliche Frische und Entspannung lag in der Luft, und am Horizont, hinter der schwarzgrünen Tannenwand, stand leuchtend ein letzter roter Streifen der niedergehenden Sonne.

Wie der Schah von Persien mit dem Lebensmittelwucher fertig wurde.

Daß auch der Despotismus des Morgenlandes unter Umständen seine Vorzüge haben kann, dafür bietet die Geschichte Persiens in den letzten Jahrzehnten ein lehrreiches Beispiel. Eine Hungersnot bedrohte das Land. Das Brot wurde knapp und stieg immer mehr im Preise; die Bäcker nämlich hatten sich unter der Hand verabredet, einmütig zusammenzuhalten, um in der allgemeinen Not ihr Schäschen zu scheren.

Der Schah aber hatte das durch seine treuen Diener auskundschaften lassen. Eines Tages befahl er sämtlichen Bäckern seiner Hauptstadt, zu ihm aufs Schloß zu kommen. Sie folgten dem Befehle mit Furcht und Zittern; denn ihr Gewissen verklagte sie. Doch schnell fiel ihnen der gewaltige Stein vom Herzen, indem daß sie nicht etwa mit Vorwürfen empfangen, sondern zu einem ledern Gastmahl genötigt wurden.

Als sie aber mit ihrer fröhlichen Schmauserei beinahe zu Ende waren, stellte der Schah in eigener Person sich im Saale ein. Wie suchend wanderten seine Blicke durch die Reihen der ehrfurchtsvoll Grüßenden. Dann erkundigte er sich: „Wo ist denn der Oberbäcker?“

Keiner konnte ihm Auskunft geben. Alle aber hatten sein Zehlen bemerkt und peinlich empfunden; denn jeder wußte, daß der die bewegende Kraft des von ihnen gebildeten Ringes war.

Da begann der Schah: „Und doch ist er in eurer Mitte. Ihr habt ihn nämlich soeben aufgeessen. Jetzt rate ich euch, geht nach Hause und bakt größere Brote für geringeres Geld, sonst wird auch euch dasselbe Schicksal bereitet.“

Damit entfernte sich der gefürchtete Herrscher.

Mit schlotternden Knien verließen auch die Gäste den Festsaal.

Der Schah konnte mit dem Erfolg seiner Worte zufrieden sein. Aber Lebensmittelwucher hatte sich in seinem Lande niemand mehr zu beschweren.

C. D.



Damara-Rind. Von J. Ungarh. (Mit Text.)

Unsere Bilder

Gutach im Schwarzwald. Vom malerischen Schwarzwälderhaus hat der Leser gewiß schon manchen Ansicht gesehen, auch ist es schon oft beschrieben worden, aber hier bekommt er gleich ein ganzes Schwarzwald Dorf oder Hädlein zum Ansehen, mit diesen eigenartigen, altersgrauen, strohgedeckten, oft recht windschiefen, aber doch schnee- und sturmsicheren Gebäuden schwarzwälderischer Baukunst, große und kleine, wohlhabendere und armselige, jedes aber in seiner Art ansprechend. Wie hübsch sind nur die Stiegenaufgänge mit den einfachen Umgängen auf einer Hausseite unter dem weit ausladenden Dache! Und wie schön das ganze Dorf- bzw. Stadtbild. Im Vordergrund die muntere Gutach mit dem trihallaren, schäumenden Wasser, die alte, volgezimmerte Holzbrücke, über die wohl schon seit Jahrhunderten der Verkehr aus und ein geführt hat, im Mittelgrund und Mittelpunkt die einfache Kirche mit ihrem Zwiebelturmhelm und dahinter hochaufragend die in schöner Linie ansteigenden Bergzüge mit ihren stattlichen Tannenwaldungen. Gutach ist eines der reizendsten unter den malerischen Städtchen im badischen Schwarzwald, ein Zielpunkt vieler Maler. Auch unsern altbewährten schwäbischen Künstler A. Kappis hat es dort hingezogen, und er bietet uns hier eine seine Probe seiner Landschaftskunst, welche besonders durch liebevolles Eingehen in die Einzelheiten wie durch die treffliche Zusammenfassung in ein einheitliches, geschlossenes Ganze anzieht. Auch ein freundliches Stück Dorflebens entfaltet der Maler. Es ist Sonntag. Alles geht zur Kirche. Auch das alte Weiblein geht auf den Stod gekippt hinter dem großen Haufen einher. Sie muß wohl dabei sein. Denn dort findet sie, was sie für ihre alten Tage noch am meisten braucht, Trost und Frieden.

Joseph Koffebed, geb. in Gleiwitz (Schlesien) am 26. Sept. 1901, wurde kürzlich im Bayer. Ver.-Lazarettzug Nr. 3 von der Champagnefront in

Standpunkt hergestellt, daß er, als Sohn des Hauses, geradezu verpflichtet sei, Mia, den Gast, zu wählen. Die junge Dame würde das sonst mit Recht als eine tödliche Beleidigung ansehen. Im übrigen solle er Jse nur ruhig Dr. Büsing überlassen, der soeben offiziell um die Erlaubnis gebeten hätte, sich noch heute um Jses Hand zu bewerben. Da sie das längst gewußt, hätte sie bereits mit Jses Vater darüber gesprochen. Der alte Maler hätte mit Freuden seine Zustimmung gegeben, weil er auch glaubte, daß sich die jungen Leute für einander interessierten.

Harmlos fuhr sie fort: ob denn Bruno das nicht bemerkt hätte? Bruno blickte sie mit großen, erstaunten Augen an, erwiderte aber kein Wort und verließ schweigend das Zimmer.

Nun war der große Tag endlich gekommen, dem die jungen Damen von Fichtenrode schon seit zwei Wochen entgegenfieberten. Lustiges Lachen erscholl auf dem Rasenplatz und unter den alten, grünen Bäumen. Die hellen, bunten Kleider der jungen Mädchen wetteiferten mit dem lebhaften Sommerflor der Blumenbeete.

Ein Musikstück des Kleinen, gar nicht üblen Orchesters leitete die Festlichkeit ein. Dann traten sechs junge Damen und sechs junge Herren in Kofotracht auf den gedielten Tanzplatz und führten unter einer zierlichen Begleitung der Streichinstrumente die Gavotte auf. In weiterer Halbkreis umstanden die anderen jungen und die älteren Leute das zierliche Schauspiel, das in Fichtenrode noch nie gesehen worden war. Durch enthusiastischen Beifall belohnt, mußten die jungen Leute noch einmal den Tanz wiederholen, ehe sie sich, gerötet vom Vergnügen, Stolz und Anstrengung, wieder unter die Menge wischten.

Ein Trompetenstoß verkündete nun den Beginn der Wahl und der Tombola. Nach einer Liste, aus der Frau Isa selbst vorlas, trat jeder Herr vor und zog aus einem großen Topf das Los. Es enthielt sein eigenes Geschenk und das seiner Dame.

Für die Herren gab es silberne Zigarettenboxen, Stöcke, kostbare, silberbeschlagene Brieftaschen. Die Damen waren mit silbernen und goldenen Anhängern, Broschen und Ringen bedacht.

Nachdem der Herr die Geschenke in Empfang genommen, die einige ältere Damen verabsagten, schritt er unter großer Spannung und Erregung, die sich in leisem Flüstern und Gelächter auslöste, auf die Dame seiner Wahl zu. Der tief Errötenden überreichte er sein Geschenk, sich und sie mit gleichen Farben schmückend. Dr. Büsing kam als Dritter an die Reihe und schritt hoch erhobenen Hauptes auf Jse zu, die mit niedergeschlagenen Augen und erbleichenden Wangen Geschenk und Schleife in Empfang nahm.

Er setzte sich neben sie, aber sie antwortete nur zerknirscht und einsilbig. Nervös, mit brennenden Augen, wartete sie auf Brunos Wahl, der programmgemäß Mia die Schleife überreichte.

(Fortsetzung folgt.)

Im Allheilbad.

Skizze von Alara Düsterhoff. (Nachdruck verboten.)

In einem Pariser Theater machte der Schauspieler Baron jeden Abend ein volles Haus und erntete Lob und Lorbeerfränze in Hülle und Fülle. Als er aber auf der Höhe seines Ruhmes stand, machte er die betäubende Entdeckung, daß er, der Liebling der Pariser Damentwelt, den Anstrengungen seines Berufs zu erliegen anfing. Eine ganz bedrohliche Magerkeit war der deutlichste Beweis davon. Mr. Baron eilte zu einem der berühmtesten Ärzte.

„Was kann ich tun, um wieder Fleisch anzusetzen?“ fragte er in großer Besorgnis.

„Nichts weiter, als daß Sie Ihre Ferien in dem Bade F. zubringen,“ erwiderte ihm lächelnd der Gefragte, „es ist nämlich unfehlbar gegen Magerkeit sowohl wie gegen Fettleibigkeit.“

Baron eilte also gleich nach Schluß der Theatersaison in das berühmte Bad F.

„Doktor,“ redete er den höchst lebenswürdigen jungen Kurarzt an, „darf ich hoffen, bei Ihnen meine normale Figur wiederzuerlangen?“

„Auf jeden Fall,“ versicherte ihm der einnehmende junge Doktor. „Unsere Bäder heilen die verzweifeltsten Fälle von Fettsucht sowohl wie von Fettschwund. Mit Ihrer Krankheit werden wir bald fertig werden.“

Troher Hoffnung voll badete der Künstler mit Feuereifer eine Woche und noch eine Woche; es rumbete sich aber nichts an ihm. Sehr niedergeschlagen meinte er zu dem Badeärzte:

„An mir ist Ihr Wasser hier verloren. Es tut mir kein Gutes; womöglich macht es mich noch magerer.“

„Ganz ausgeschlossen,“ war des Doktors zuversichtliche Antwort. „Nur Geduld, guter Freund! Baden Sie ruhig weitere vierzehn Tage. Die Wirkung wird nicht ausbleiben. Unser Bad tut Wunder, kann ich Ihnen sagen. Sehen Sie einmal da draußen den dicken Herrn an, der im Kurgarten spazieren geht.“

„Ich habe ihn schon öfter mit tiefem Bedauern gesehen,“

bemerkte Baron. „Solch eine Fettesfülle muß ja eine furchtbare Last sein.“

„Und als der Mann vor drei Monaten hier einzog, war er so dünn wie Sie!“

„Um des Himmels willen! Dann bleibe ich gewiß nicht drei Monate hier,“ rief Baron voller Schrecken. „Solche Fettleibigkeit wäre ja der Ruin für meine Kunst!“

„Sie brauchen ja auch die Kur nicht so lange fortzusetzen. Ich wollte Ihnen nur die Wirksamkeit unserer Bäder klarmachen,“ versetzte der gefällige Doktor, und Baron nahm getreulich seine Bäder weiter, ohne seine erschreckende Magerkeit einzubüßen.

Als er bereits einen vollen Monat so erfolglos gebadet hatte und sich immer weiter durch die Beratungen des Arztes festhalten ließ, sah er einmal in seiner Wanne und hörte in einer Nebenzelle zwei Männer mit einander sprechen.

„Doktor,“ sagte eine mißvergnügte männliche Stimme, „mir tut offenbar Ihr Bad nicht gut. Nun bin ich schon ganze vier Monate hier und bade mit lächerlicher Gewissenhaftigkeit. Statt aber abzunehmen, werde ich immer fugelunder.“

„Lassen Sie sich dadurch nicht entmutigen,“ redete die geülte Stimme des freundlichen Badearztes dem mißvergnügten Dicken gut zu. „Das ist in manchen Fällen der scheinbare Mißerfolg des Anfangs. Aber nur ausharren! Der wirkliche Erfolg stellt sich dann mit Sicherheit ein.“

„Nach vier Monaten! Es ist wirklich nicht mehr anzunehmen,“ knurrte der andere.

„Doch, doch! Der Erfolg bleibt nicht aus. Auf einmal tritt er ganz unerwartet ein, und Sie können sich dann von Tag zu Tag mehr überzeugen, wie Sie langsam, aber stetig an Gewicht verlieren. Ich könnte Ihnen da ganz erbauliche Beispiele vorführen. Haben Sie nicht u. a. den berühmten Pariser Schauspieler Baron bemerkt, der mit zu unsern Kurgästen gehört?“

„Den? Ach du lieber Himmel, ja, den habe ich oft genug gesehen, ließ sich jetzt die lachende Stimme des andern vernehmen. „Der Mann muß einem auffallen, das ist ja das reine Gerippe. Ich mache immer einen großen Bogen, wenn ich seiner ansichtig werde, um nicht zufällig neben ihm stehen, gehen oder sitzen zu müssen. Wir beide nebeneinander würden ja ein Schauspiel für Götter abgeben. Alle Badegäste würden in ein helles Gelächter ausbrechen.“

„Nun, und sehen Sie, als der Mann hier zuerst herkam, war er mindestens so stark wie Sie.“

„Sie scherzen, Doktor!“

„Nein, die Wirkung unserer Bäder ist nun einmal so groß.“

„Wissen Sie aber, Doktor, solch ein Skelett möchte ich denn doch nicht werden!“

„Et warum nicht gar! Das braucht auch kein Mensch, der die Sache vernünftig betreibt. Dieser Mr. Baron war zu ungeduldig und hat die Kur übertrieben. Daher dieses Zuviel von Erfolg. Jetzt sieht er es ja wohl selbst ein und wird uns in einigen Tagen verlassen.“

Nun konnte der unfreiwillige Lauscher in der Badewanne denn doch nicht mehr länger an sich halten.

„Da irrst du dich, verwünschter Schuft von einem Doktor!“ rief er mit aller Kraft seiner Lungen. „Nicht in einigen Tagen, sondern in einer Stunde verlasse ich dein Allheilbad, wo immer ein Kranker durch das Beispiel des entgegengesetzten Kranken festgehalten wird, nicht aber durch wirkliche Kurerfolge. Da hilfst mir ja eine Tasse steife Mehlsuppe mehr als dies ganz kostspielige Nest! Lebe wohl für immer!“

Und mit dem nächsten Zuge dampften Mr. Baron und der Dicke einträchtig aus F., dem Allheilbade, ab.

Wiederkehr.

Von Mathilde Gerner. (Nachdruck verboten.)

Schwer und lastend in dampfer Schwüle lag die Luft über der Ebene. Im Westen türmte sich hoch eine schwarze Wolkendecke, — noch in unheimlicher Stille und Regungslosigkeit.

Aus einer der nah am Wald gelegenen Villen der Kolonie trat eine Frauengestalt, überschritt die vor dem Haus lagernde breite und langgestreckte Terrasse und sah hinüber nach der Wetterseite, wo immer näher und drohender ein Gewitter heranzog. — Die Schwere der Atmosphäre zerrte — fast bis zur Unertüglichkeit — an Marias Nerven, mehr noch als diese die Erwartung. Unruhig ging sie die vier Stufen der Terrasse hinunter, die nach dem Garten führten und schritt in heftigem Rhythmus der Front des Hauses entlang auf und nieder. In einer halben Stunde sollte Heinz Hannhoff kommen. Zurückkommen, nachdem er zwei Jahre lang für sie verschollen gewesen.

Hinter Marias Stirn jagten sich die Gedanken. Längstvergangenes kam herauf, Bild um Bild, kaleidoskopartig all die Zeit, die sie Heinz schon kannte und geliebt hatte.

alten Mann allein gelassen, um sich mit Bruno, später mit dem Doctor zu amüsieren, um mit all diesen dummen, faden Menschen zusammen zu sein, die ihr in Grunde so fern und gleichgültig gegenüberstanden.

Was ging es sie schließlich an, wenn Bruno mit seiner Kusine Tennis spielte und Radfahrunterricht von ihr erhielt, wenn er sie sogar in seinen Armen hielt!

An der Seite des Vaters war ihr Platz. Freilich, der schied sie selbst fort — „zur Jugend, da sie ihre Jugend genießen solle.“

Ubrigens hatte er sich in den ersten Wochen sehr erholt. Seit der Sommer mit schwülem Atem übers Land zog, verfiel er wieder. Nur das nicht — nur das nicht! Wie ein gehektes Bild lief sie in weitem Bogen um den Park herum nach der Villa zurück.

Als sie erholt in das helle, große Zimmer trat, das er sich zum Atelier hergerichtet, fand sie ihn wie immer, wenn er nicht das Bett hüten mußte, vor der Staffelei, wo er an einer kleinen, thüringischen Landschaft herumpinselte.

Der alte Maler lächelte sie freundlich an und strich ihr lieblosend über das erhobene Gesichtchen, über das bide, blauschwarze Haar, dessen schwere Flechten sie neuerdings in einer Krone ums Haupt schlang (weil diese Tracht der Baroness nicht übel stand).

Sie schmiegte sich an seine Brust. Ach, hier war Ruhe und Frieden. Und es schien ihm auch besser zu gehen heute. Das waren ja alles Hirngespinnste. Nein, nein — so grausam war der lieb. Gott nicht, daß er ihr das Letzte, das Einzige nahm, was sie auf der Welt liebte und besaß.

„Nun, mein Wildfang — so früh zurück? Warum bist du nicht bei den andern?“

„Ach Gott, ich bin viel lieber bei dir, Vater!“ — Sie zuckte verlegen mit den Schultern und sagte möglichst unbesangenen: „Sie langweilen mich auf die Dauer.“

Der Maler warf ihr einen scharfen Blick zu, in dessen Tiefen es schelmisch glomm, er räusperte sich, schien sprechen zu wollen, pinselte dann aber ruhig an seinem Bildchen weiter.

Ilse Carlotta zog ihren Lieblingsstuhl dicht neben die Staffelei, holte die Zigarrettenschachtel, ein Buch und machte es sich bequem.

Schweigend saß sie neben dem Vater, bald den Rauchwölkchen ernsthaft nachblickend, bald scheinbar interessiert auf seine Pinselstriche blickend.

Verstohlen schaute sie der Maler von der Seite an. Er merkte wohl, daß ihr etwas auf der Seele lag und sie nur, wie es ihre Gewohnheit war, darauf wartete, es sich vom Herzen zu sprechen.

„Vater — nicht wahr, du fühlst dich wohl?“ begann sie plötzlich.

„Gewiß, mein Kind — gewiß! Warum fragst du?“

„Möchten wir nicht eine Reise machen?“

„Eine Reise — jetzt?“

„Nun ja — es ist Sommer. Ich kenne Deutschland noch gar nicht — und die Nordsee. . . Gehen wir ein wenig an die Nordsee! Ich glaube, die Luftveränderung wird dir gut tun.“

Wieder ein erkaunter Blick des Malers, ernster und forschender diesmal. Und wiederum ein langes Schweigen.

„Warum willst du fort, mein Kind?“ fragte er plötzlich, indem er den Pinsel beiseite legte und die Hand seiner Tochter ergriff.

„Hast du irgendeinen Kummer, mein Liebling?“

„Wie kommst du darauf, Vater? Was sollte ich wohl für Kummer haben?“

Sie lachte nervös; aber die bleichen Wangen, die trüben Augen und ein leises Zucken um den Mund strasteten sie Lügen.

„Ich möchte die Welt sehen. . . Ich bin jung, Vater, und dann ist es — ist es auch deinetwegen“, fuhr sie etwas unsicher fort.

„Deinetwegen, mein liebes Kind, brauchen wir nicht fortzugehen. Ich bin ein alter, ausgehöhlter Baum, den man endlich wieder in das Erdreich zurückversetzt hat, in das er gehört. Und da bleib' ich am liebsten. Ein paar Jährchen noch — höchstens — und dann —“

„Du sollst nicht so sprechen, Vater!“

Sie warf sich in leidenschaftlicher Erregung in seine Arme, und diese väterlichen Arme umschlossen sie fest und innig.

„Doch, mein Mädchen — doch! Man muß dem Unausbleiblichen ins Auge blicken. Und manchmal ist mir, als ob ich sehr bald abgerufen würde und dich dann schüchtern zurücklasse. Zwar, du hast den Onkel — aber er ist ein alter, müder Mann wie ich — auch nicht mehr ganz taktfest. Und die Tante. . . ja, die Tante hat mich erst darauf aufmerksam gemacht. Wir Männer sind blind in solchen Dingen. . . mit der Nase muß man uns darauf stoßen.“

Ilse Carlotta löste sich langsam aus den Armen ihres Vaters.

„Was meinst du? Was hat die Tante dir —? Ich verstehe nicht recht. . .“

Sie errötete bis an die Haartwurzeln, und ihr Auge wich dem des Vaters scheu aus.

„Kind, hast du nicht mehr Vertrauen zu deinem alten Papa? Hast du mir gar nichts mitzuteilen?“

„Ich weiß nicht, was du meinst.“

„Ich habe es vielleicht falsch angefangen, mein liebes Kind. Deine Mutter sollte hier an deiner Seite stehen. Wir Männer sind zu plump dazu. Und deine Tante — Ihr steht euch eben nicht nahe genug.“

„Es scheint, daß sie sich in Dinge mischt, die sie nichts angehen.“

Es klang sehr abweisend; aber der alte Maler ergriff aus neuer ihre Hand.

„Nun ja, ja. . . sie hat mich darauf aufmerksam gemacht. Sieh, mein Kind — es würde mir eine solche Beruhigung gewähren. Ich will ganz offen sein: ich denke manchmal, jeden Augenblick, ganz plötzlich kann die Katastrophe eintreten. . . Sieh mich nicht so ernsthaft an, mit so erschreckten Augen! — Ich will dich gewiß zu nichts zwingen. Aber es scheint, als hätte er sich der Tante anvertraut, als hätte er nicht den Mut, ohne ein Zeichen der Ermunterung von dir —“

Ilse Carlotta sprang auf. „Von wem sprichst du?“

„Ei, mein Kind — vom Doctor Büsing natürlich! Von wem sonst?! Er gefällt mir recht gut; und ich glaube, du würdest an seiner Seite ein ruhiges und glückliches Leben führen. Aber freilich, die Hauptsache ist, daß er dir gefällt. Die Tante meinte, es sei der Fall; und du möchtest dem Herz prüfen, dem Doctor etwas Entgegenkommen zeigen. Ich würde dir kein Wort gesagt haben und die Sache ruhig ihren Gang gehen lassen, wenn nicht — Ja, ja, man muß dem Unausbleiblichen ruhig ins Auge schauen. Und ich will dich ja auch nicht drängen. Es ist ja auch nicht nötig, daß eine Doppelhochzeit stattfindet, wie die Tante es wünscht. — Nun, nun — hast du das nicht gemerkt? Ihr seid ja doch täglich beisammen. Bruno wird sich doch in der nächsten Zeit mit seiner Kusine verloben. Die Tante meinte auch, sie würde euch das halbe Stodwerk hier einräumen. Wenn mir der Himmel noch einige Jahre schenkt, so könnte ich mir freilich Besseres nicht wünschen, immer mit dir zusammen. . . Mein Gott, Kind, habe ich dich so sehr erschreckt?! Ja, ja, plumpe Männerkäufe sollten nicht an so zarte Dinge rühren. — Ilse?“

Er blickte ihr erschrocken nach. Das junge Mädchen war in ein herzbrechendes Schluchzen ausgebrochen und schluchete schnell in ihr Schlafzimmer, das sie hinter sich verriegelte, sich tief in die Kissen ihres Bettes einwühlend.

Nur nichts mehr sehen und hören — auch den Vater nicht!

Doctor Büsing saß an seinem Schreibtisch und dachte nach. Vor ihm lagen Briefe, darunter ein amtliches Schreiben mit einem blauen Siegel. Der Berliner Bucherer wollte nun nicht länger warten und zog die Schlinge endlich zu. Auch von anderer Seite wurde man ungeduldig.

Die und da hatte er ein Loch zugestopft. Aber es ging doch über seine Kräfte; und die Fäden fraßen alles weg.

In letzter Zeit hatte er noch dazu den Kredit des Schneiders und Wäschehändlers übermäßig in Anspruch genommen. Die wollten nun auch ihr Geld. Kurz, es ging so nicht weiter.

Aber, nun mußte es auch endlich Früchte tragen, sein zähes Werben um die Günst des Schicksals. Die Frucht war reif zum Pflücken. Und er wollte sie pflücken. Noch heute.

Ganz erregt sprang er auf und wandelte, die Zigarette in der Hand, im Zimmer umher. Schließlich tat er doch bloß, was alle ändern taten, und was er tun mußte. Es blieb ihm ja gar nichts weiter übrig. Die Kleine war ja auch schließlich recht hübsch und pikant. Etwas eigen- und fremdartig. Hatte so was. . . Er wurde eigentlich nicht recht klug aus ihr. So was von einem ungelösten Rätsel steckte in dem Mädel, trotzdem er im allgemeinen nicht an die Sphinx-Natur der Frauen glaubte.

Vielleicht auch hier nur eine Täuschung; und die Auflösung dieses Rätsels ergab dann ein ganz banales Resultat. Hinter siebzehnjährigen Stirnen und Augen sucht man oft mehr, als wirklich dahinter steckt. Höchstens Trost, Mädchentreu, der leicht zu brechen war. Er fühlte sich Manns genug dazu; und das machte ihm gerade Spaß, die hübsche Widerspenstige zu zähmen.

Sonst — so niedlich sie war — liebte er eigentlich nicht die Kleinen und Schwarzen, sondern die Großen und Blondes — die Brunhilden, nicht die Rignons.

Aber es ging nicht immer so im Leben, wie man wollte. Ihm schon gar nicht. Sein ganzes Dasein war ein einziger Kampf gewesen. Als er zur Welt kam, da hatte sich freilich sein Vater schon aus den kleinen Anfängen herausgearbeitet. Dann kam der riesige Aufschwung in den Gründerjahren. Hunderttausende hatte der Vater mit Spekulationen schnell und leicht verdient; und er stand im Begriff, das Vermögen zu verzeihfachen, als plötzlich der Krach ausbrach, den sein Vater nicht lange überlebte.

Es schien — die Mutter sagte ihm nie recht die volle Wahrheit — als wenn der Vater nicht auf natürlichem Wege aus dem Leben geschieden wäre. Jedenfalls war das Unglück da, als

er selbst eben die ersten Höschen trug. Von den letzten Trümmern des Vermögens und einigen Unterstüßungen guter Freunde und Verwandten lebte die Mutter ganz leidlich.

Mit Händen und Füßen hatte er sich dagegen gewehrt, als ihn der Vormund mit sechzehn Jahren in die Lehre stecken wollte.

Ein Kaufmann ohne Kapital — dazu noch in der kleinen, schlesischen Stadt — niemals! — Wie sein Vater dreißig Jahre lang hinter dem Ladentisch stehen! Ihm graute davor.

Die Zeiten hatten sich ja auch geändert: ohne ein großes Kapital war das heute nicht mehr zu machen in der Zeit der Warenhäuser und Großbazare. Seinesgleichen konnte nur durch das Studium in eine höhere, soziale Schicht dringen, die „große“ Partie machen, die dem hübschen und armen Jungen von je als Rettungsanker oder vielmehr als Leiter und Sprungbrett zum Höchsten vorschwebte.

Ja, er hatte das Leben frühzeitig ohne Illusionen ansehen gelernt und sich sehr bald von den wenigen frei gemacht, die seine Jugend mit sich brachte. Zuerst hatte er natürlich Jus studiert. Aber seine Neigung zog ihn zu den Naturwissenschaften.



Das 7000 000. Brot einer Feldbäckerei-Kolonie an der Westfront. Phot. Presse-Phot. Vert.

Die Aussichten waren ja so ziemlich die gleichen für den Rechtsanwalt wie für den Arzt. Alles überfüllt — viel Proletariat!

Aber instinktiv fühlte er, daß ihn seine Eleganz, seine hübsche Figur, seine Geschmeidigkeit und Beliebtheit bei den Frauen als Arzt viel schneller vorwärts bringen würden. Den Männern, die Prozesse führten, war das verdammt gleichgültig. — Beim Arzt haben die Frauen ein Wörtchen mitzureden. So hatte er um und warf sich mit heiligem Eifer auf die medizinischen Studien.

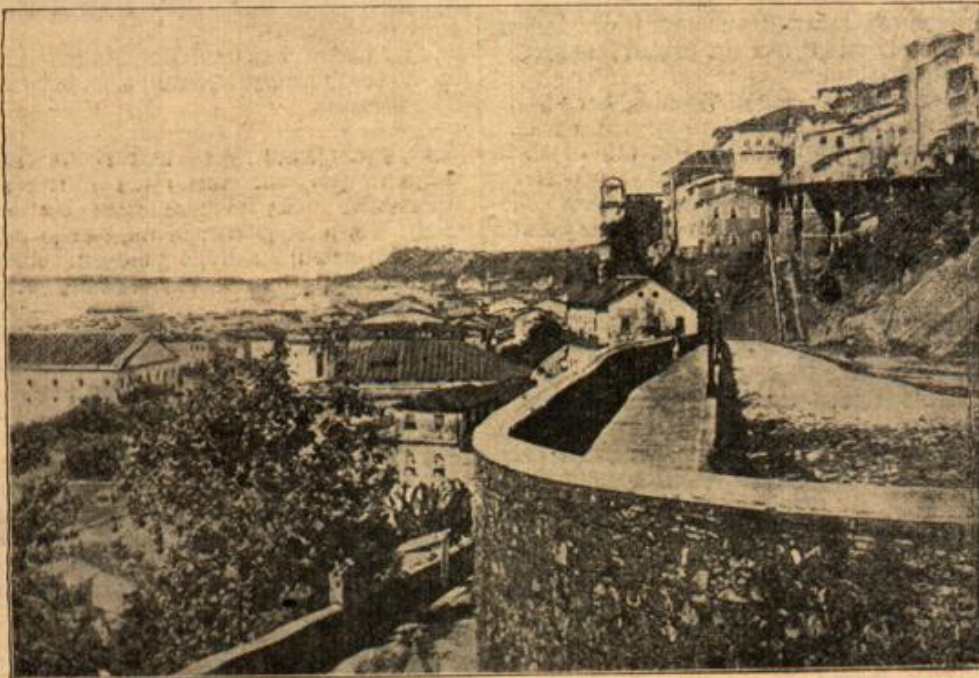
Und es war ja alles ziemlich programmgemäß verlaufen. Wären nur die Schulden, die er als Student, und als „Assistent“ hatte machen müssen, nicht so lawinenmäßig gewachsen!

Immerhin hatte er Glück. In Fichtenrode hatte er bald lohnende Praxis gefunden, und an wohlhabenden Parteien fehlte es auch nicht. Er hatte sich nur noch nicht entscheiden können. Wäre die kleine Italienerin nicht plötzlich aufgetaucht, er hätte sich schließlich auch mit weniger begnügt.

Durch die Kommerzientätin war ihm über die Vermögensverhältnisse der Kleinen eine ziemlich genaue Auskunft geworden. Zur richtigen Stunde! Ein wirklicher Goldfisch, und dazu niedlicher und aparter als ihre Fichtenroder Konkurrentinnen! — Warum sollte er sich da noch lange besinnen?!

Abgesehen wollte er nicht in der kleinen Stadt verfaulen. Er hatte einen großen Ehrgeiz, er fühlte das Zeug in sich, ein „bedeutender“ Arzt zu werden, ein berühmter Mode-Spezialist,

zu dem die Leute in Schwaben strömten, in dessen Wohnung sie sich stauten. Oder man errichtete mit den reichen Mitteln die ihm die Kleine zubrachte, ein großes Sanatorium.



Die brasilianische Hafenstadt Bahia,

welche zum Stützpunkt für die Operationen der dort eingetroffenen Geschwader der Vereinigten Staaten gemacht wurde.

Nein, das waren ja keine Luftschlöffer. Durch ruhige Energie, durch ernste Arbeit und einen entschlossenen Willen konnte er das alles Schritt für Schritt erreichen, sobald er festen Goldboden unter den Füßen hatte. Heute noch wollte er den großen Schritt wagen. Die Kommerzientätin hatte ihm gestern einen deutlichen Wint gegeben, „daß es nun Zeit sei“. Er streifte mit einem verächtlichen Blick die Papiere auf dem Schreibtisch. Sobald er die Verlobung anzeigen konnte, würden sie ihn nicht mehr drängen, die Halsabschneider. Abgesehen wollte er sich der Kommerzientätin anvertrauen, damit sie das „arrangierte“.

Mit einem frohen, siegesicheren Lächeln steckte er sich eine frische Zigarette an. Auf dem großen Gartenfest, das nachmittags in der Merkelichen Villa stattfinden sollte — die ganze Jugend von Fichtenrode war eingeladen — wollte er die Sache beizeln.

Oh, er durchschaute das ganze Spiel der Kommerzientätin. Sie hatte auch einige leise Andeutungen dem Bundesgenossen gegenüber fallen lassen.

Diese kleine, unschuldige Schwärmerci ließ ihn ganz kalt. Diesen Bruno auszustecken, fühlte er sich Manns genug. Abgesehen war es ein sehr geschickter Schachzug, daß die Kommerzientätin sich diese kluge und energische junge Dame aus



Ein jugendlicher Kriegsfreiwilliger: Joseph Koffecka. (Mit Text.)



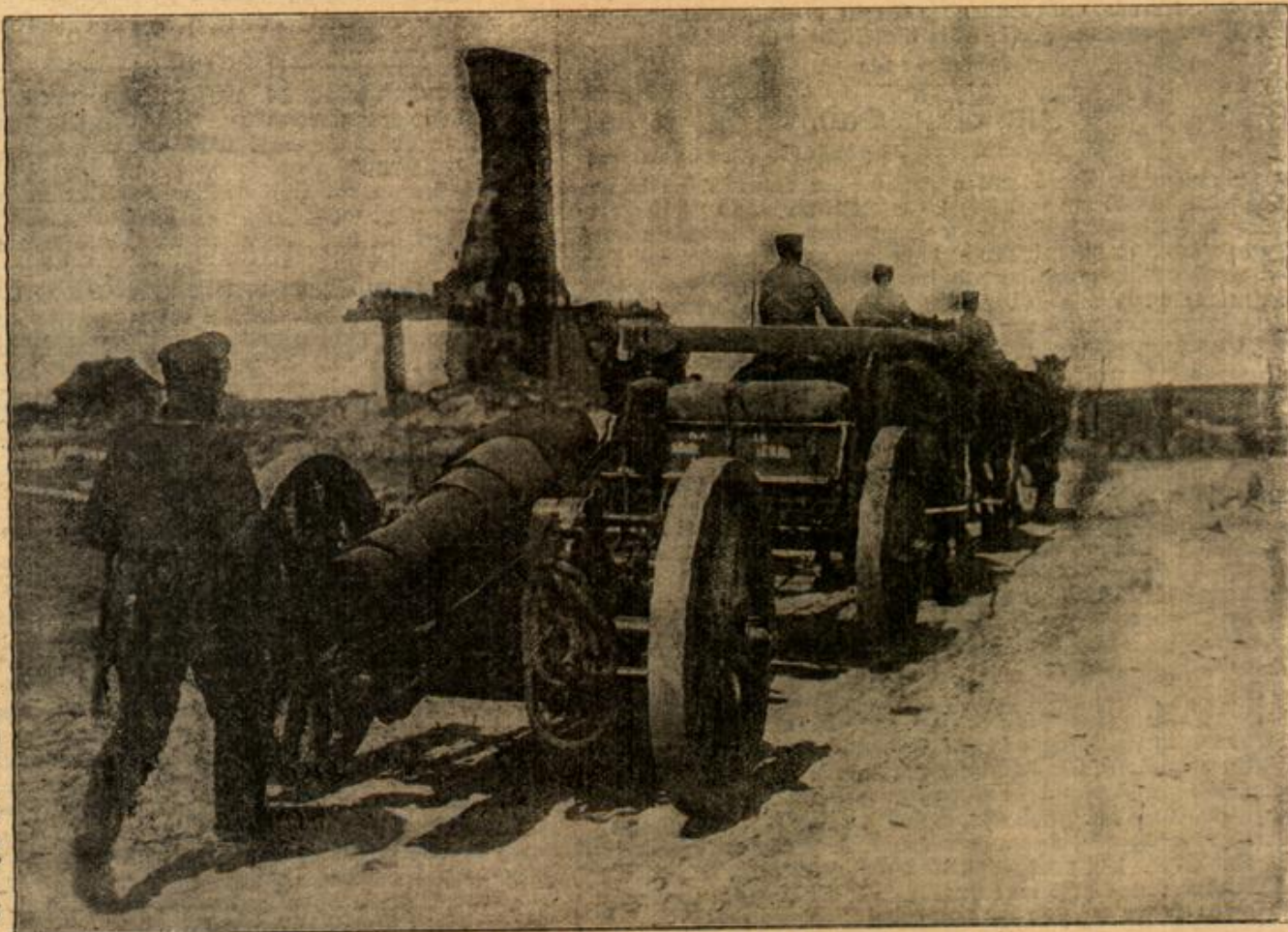
Elektrischer Magnetkran beim Verladen von Eisenspänen. (Mit Text.)
(R. u. I. Kriegsministerium.)

Berlin hatte kommen lassen. Drei gegen zwei — und noch dazu überlegene und gewandte gegen zwei naive und unerfahrene Partner. Der Ausgang konnte nicht zweifelhaft sein.

Es war ein strahlender Junitag. Schon seit acht Tagen bildete das Gartenfest, das heute beim Kommerzienrat stattfinden sollte, das Stadtgespräch. Man erzählte sich Wunderdinge über die Überraschungen, die den Gästen bevorstanden. Im Garten war ein Zelt aufgeschlagen für Getränke und Erfrischungen. Noch ein zweites

Zelt mit den Tombola-Geschenken stand daneben und wurde sehr bewundert. Für die Musik hatte man ein Podium hergerichtet, außerdem den großen Rasenplatz mit Dieben belegt und ein Zelt darüber gespannt.

Frau Isa hatte extra ein kleines Orchester aus Erfurt kommen lassen. — Junge Mädchen, unter ihnen Mia, sollten eine Menuette in Polokolostümen aufführen. Danach sollte die Tombola stattfinden. Ein jeder Herr sollte für den ganzen Tag seine Dame wählen, nach Art der englischen Valentinsfeste.



Schwere 15 cm-Feldhaubitze auf dem Wege zur Front. Aufnahme von H. Groß.

den Herren in Verbindung gesetzt, damit nicht durch Eifersüchteleien Unzufriedenheit oder gar Streit entstände. Ubrigens sollten die Herren in der Reihenfolge ihrer Anfangsbuchstaben wählen. Für den jungen Doktor hatte Frau Isa natürlich Ilse bestimmt. Büsing hatte hierbei seiner Gönnerin die Absicht mitgeteilt, sich bei dieser günstigen Gelegenheit Ilse zu erklären.

Mit Bruno hatte seine Mutter am Morgen dieses Tages einen



Die ersten an der Westfront gefangenen Portugiesen. (Mit Text.)

kleinen Strauß aussichten müssen. Bruno war nämlich der Ansicht, daß hierbei die beste Gelegenheit sei, sich mit Ilse auszusöhnen, die nichts mehr mit ihm spräche und die verschiedensten Versuche, die alten, freundlichen Beziehungen wieder anzuknüpfen, entschieden abgelehnt hätte.

Frau Isa hatte ihm aber in recht entschiedener Weise ihren

